Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 50 (1970-1972)

Artikel: Der Raum Bern in vorstädtischer Zeit
Autor: Grütter, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-324166

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER RAUM BERN IN VORSTÄDTISCHER ZEIT Hans Grütter*

Einleitung

Ur- und frühgeschichtliche Fakten in einem relativ eng begrenzten Raum zusammentragen und ausdeuten zu wollen bedingt, dass man sich mit zwei Schwierigkeiten auseinandersetzt: Einerseits verliefen Entwicklungen in jenen Epochen meist weiträumig und andererseits sind deren Phasen bloss aufgrund mehr oder weniger zufälliger Fundaufschlüsse zu fassen. Archäologie in unseren Böden ist demnach ein andauernder Prozess, welcher kaum je abgeschlossen sein wird. Der Anfall von Fundmaterial wird vielfach durch die in der betreffenden Zone geübten Bodennutzung, durch Bauarbeiten und Kiesabbau gesteuert. Diesen Umständen Rechnung tragend, werden wir uns auf bestimmte Fundaufschlüsse im Raume Bern abstützen und durch das Heranziehen von gewonnenen Hinweisen in entfernter gelegenen Grabungsplätzen das hiesige Siedlungsbild zu rekonstruieren versuchen.

Die Methoden der modernen Archäologie sind heute so weit entwickelt, dass die ausschliessliche Befragung des Einzelfundes nicht mehr genügt. Ein Fundaufschluss beschäftigt heute – falls er Signifikantes aussagen soll – eine ganze Reihe meist naturwissenschaftlicher Fachbereiche wie Anthropologie, Zoologie/Paläontologie, Botanik/Paläobotanik, Geologie, Chemie, Physik. Erst die von den Fachspezialisten vorgelegten Untersuchungsergebnisse erlauben dem Archäologen differenzierte Aussagen bezüglich der einzigartigen Hinterlassenschaften unserer meist schriftlosen Vorbevölkerungen.

1. Obere Altsteinzeit/Jungpaläolithikum (40'000–8'000 v.Chr.)

Johann Uhlmann, Arzt und Wundarzt in Münchenbuchsee, berichtet 1861 von einer Fundstelle unweit des grössern Moosseedorfsee[1]: "Jene hügelartig aber kaum bemerkbar über das Sumpfgebiet sich erhebende, von Torf noch theilweise umgebene Lokalität scheint als Zurichtungsstelle des Feuersteins gedient zu haben, da ausser einigen zerschlagenen weissen Kieseln und Spuren von Kohle weiter nichts auf ihr zum Vorschein kam." Mit dieser Entdeckung ist der älteste Fundplatz im Raume Bern, die Rentierjägerstation Moosbühl – die aus Sanden bestehende Erhöhung liegt in der SBB-Schleife SSW der Station Schönbühl und ist teilweise von Einrichtungen der Gärtnerei Streit überdeckt – erstmals genannt. Von Uhlmann zunächst als Fabrikationsplatz von Steingeräten für die Pfahlbauleute am Moossee gedeutet, wurde der Entdeckung in der Folge keine weitere Beachtung geschenkt. Die Fundstelle geriet in Vergessenheit. Erst 1923, angeregt durch eine Publikation[2], gelang es Dr. König, dem damaligen Arzt von Schönbühl, die Fundstelle erneut zu entdecken.

* Kantonsarchäologe HANS GRÜTTER, Archäologischer Dienst des Kantons Bern, Bernastrasse 7A, 3005 Bern.

1 UHLMANN, J., Bemerkungen über den Pfahlbau von Moosseedorf, Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich (MAGZ), 4. Pfahlbaubericht, 1861, S. 26.

2 GUMMEL, H., Der Pfahlbau Moosseedorf bei Bern, Diss., Hannover, 1923.

Durch verschiedene Grabungskampagnen konnte seither der Habitus der Uhlmann'schen Fundstelle wesentlich geklärt werden. Unter Einarbeitung von weiteren Fundverhalten lässt sich die Station wie folgt charakterisieren: Der Moosbühl wurde wohl kurz nach 10'000 v.Chr., vielleicht während der nachzuweisenden Wärmephase (Alleröd-Schwankung 10'000–8'000 v.Chr.), von herumziehenden Jägerhorden sporadisch während längerer oder kürzerer Zeit als Rastplatz aufgesucht. Diese Belegung war erst möglich, nachdem mit dem langsamen Zurückweichen des Eises der letzten Vergletscherung der Würmeiszeit das Mittelland für den Menschen wieder begehbar wurde. Die vom Eis freigewordene Zone wurde zu einer waldfreien Tundrenlandschaft am Rande der Gletscher. Als hauptsächlichste Pflanzenvertreter – sie sind aufgrund von Blütenstaubpollen in den betreffenden Bodenschichten nachgewiesen – können Zwergbirken und subarktische Strauchweiden aufgeführt werden. Moose, Flechten und ausdauernde Blütenpflanzen ergänzten das Bild der nacheiszeitlichen Flora. Die Tundrenlandschaft wurde belebt von einer subarktischen Tierwelt, welche das Rentier dominierte. Die damaligen Siedler jagten beinahe ausschliesslich das Ren, welches ihnen als Beutetier wichtigste Rohstoffe lieferte wie Fleisch, Felle, Geweih, Sehnen und Knochen, also Nahrungs- resp. Materiallieferant für Kleidung, Zelte und Werkzeuge war[3]. Dieses Beutetier scheint denn auch weitgehend den Lebensrythmus des Menschen – des Rentierjägers eben – beeinflusst und bestimmt zu haben. Das Rentier behielt keinen festen Standplatz. Es weilte im Spätherbst im Südwesten, im Frühling aber in den mitteleuropäischen Inlandeis-Randzonen. Der Rentierjäger hatte, wollte er sein Jagdwild verfolgen, keine andere Wahl, als diesen Zyklen Rechnung zu tragen und mit dem Beutetier die Wanderungen mitzumachen. Dies dürfte wohl der Grund sein, weshalb die Siedlungsstellen nur sporadisch, aber offenbar immer wieder aufgesucht wurden. Bisherige Ausgrabungen auf dem Moosbühl lieferten Hinweise dafür, dass die in der Umgebung des Moossees jagenden Siedler in leicht transportierbaren Fellzelten hausten und nach Rückgang des Tierbestandes in günstigere Jagdreviere weiterzogen.

Der Werkstoff, welcher zur Herstellung von Jagdwaffen und Werkzeugen diente, war der sog. Feuerstein oder seine Abarten. Dieser Hauptwerkstoff der Urzeit ist spröde und von homogenem Gefüge: seine Splitter sind messerscharf. Mit präzis geführten Schlägen war er zu gewollter Form zu verarbeiten. Bei dieser Arbeitsweise, die als Klingentechnik bezeichnet wird, erhalten die abgesprengten Klingen durch Retuschieren, d.h. durch Abdrücken von kleinen und kleinsten Gesteinsplittern mit Hilfe von Geweihstücken, Knochen oder Holzstäbchen oder durch Abschlagen etwas grösserer Partien typische Geräteformen wie Kratzer, Stichel, Bohrer, kombinierte Geräte und Kantenmesserchen. Die Bezeichnungen haben aber ausschliesslich terminologische Bedeutung und müssen nicht unbedingt dem ursprünglichen Verwendungszweck entsprechen. Als dem Geräteinventar der Rentierjäger vom Moosbühl besonders eigen, sind Langbohrer zu nennen (Foto 1). Sonst nur auf Fundplätzen Mitteldeutschlands und der Tschechoslowakei nachgewiesen,

3 Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz (UFAS), Bd. 1, Die ältere und mittlere Steinzeit, Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte (SGU), Basel, 1968, insbesondere S. 107–122.

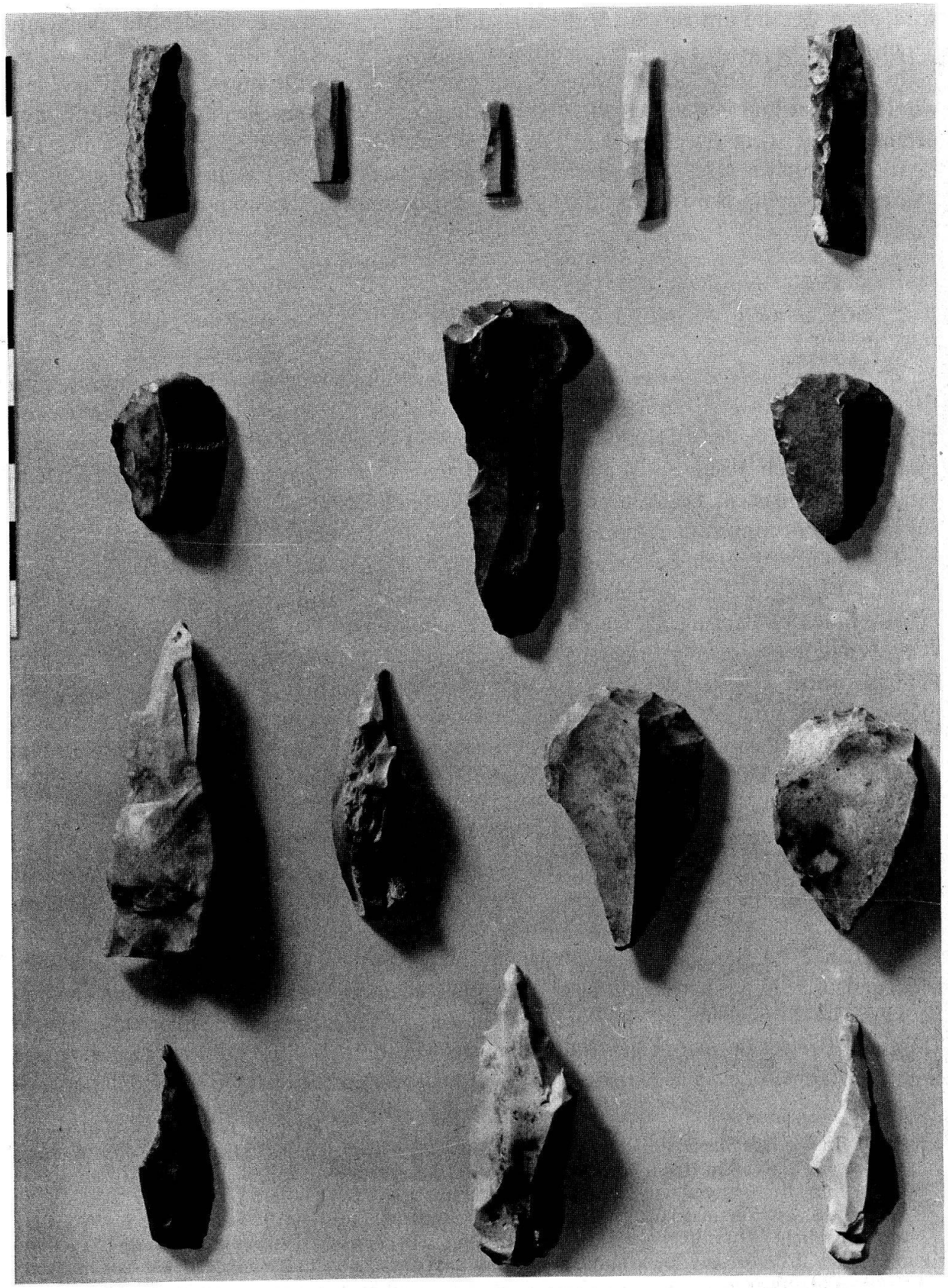


Foto 1: Moosseedorf, Moosbühl. Steinwerkzeuge aus der Rentierjägerstation.
1. Reihe: Kantenmesserchen. 2. Reihe: zwei Doppelkratzer, Stichelkratzer. 3. Reihe: je zwei Mittelstichel, resp. Stichelkratzer. 4. Reihe: Langbohrer.

Aufn. K. Buri.

wird diese Geräteform verschiedentlich als Beleg für die Abwanderung der Moosbühlleute herangezogen[4].

In dem Jahrtausende umfassenden Spätglazial änderte sich die Umwelt stetig. Das Klima wurde wärmer und begann auf die Lebensbedingungen des Menschen ernsthaft Einfluss zu nehmen. Mit dem Wechsel der Vegetation blieben die nordischen Tiere aus. Der Rentierjäger hatte sich einer zunehmenden Bewaldung und der damit gegebenen neuen Fauna anzupassen, oder er verzichtete auf den angestammten Lebensraum und blieb diesem fortan fern.

2. Mittelsteinzeit / Mesolithikum (8'000–4'000 v.Chr.)

Mit der fortdauernden Klimabesserung zogen sich, im Verlaufe von Jahrhunderten, die Gletscher immer weiter zurück. Damit beginnt die Jetztzeit, auch Holozän genannt. Von der frühen Forschung als Hiatus registriert, gelingt es erst seit einigen Jahrzehnten diese Fundlücke durch Nachweis von Siedlungsplätzen mit ausgesprochen kleinen Feuersteingeräten zu schliessen. Die Jahrestemperatur, die um 2–2,5° höher lag als heute, erlaubte ein rasches Vordringen der Vegetation in jene von den Gletschern freigegebenen Zonen. Es ist die Zeit der dichten Bewaldung des schweizerischen Gebietes. Die mittelsteinzeitliche Ur- und Waldlandschaft, lediglich unterbrochen durch Moore und Seen, schränkte den Lebensraum des damaligen Menschen ganz erheblich ein. Der Mesolithiker jagte in den Wäldern, betrieb ausgiebig Fischfang, oblag der Vogeljagd und dem Sammeln wild gereifter Früchte. Wobei – wegen der üppigen Vegetation – zwangsläufig Wanderungen entlang von Flüssen, Seen und Mooren erfolgen mussten, was die bislang entdeckten Spuren mesolithischer Rastplätze beinahe ausnahmslos zu belegen vermögen. Als Unterschlupf dienten Höhlen, Balmen und in sog. Freiland-Stationen hüttenartige Bauten aus geflochtenem Astwerk[5].

Der Raum Bern ist bis anhin ohne Siedlungsplätze geblieben. Hingegen zeigen Streufunde, dass der mittelsteinzeitliche Jäger-Fischer die Gegend begangen hat und es ist vielleicht bloss eine Frage der Zeit, wann es gelingt, eigentliche Siedlungsstellen zu lokalisieren.

Werkstoffe zur Geräteherstellung blieben Stein, Knochen, Geweih und wohl auch Holz. Die Tendenz, die Steinartefakte ausserordentlich klein zu gestalten, bleibt ein Charakteristikum der Mittelsteinzeit. Vielfach weisen sie geometrische Formen auf und ähneln Trapezen, Dreiecken oder zeigen Halbmondform (Foto 2). Da ihre Grösse kaum diejenige eines Fünfrappenstückes übertrifft, können sie nicht als Einzelgeräte für den Handgebrauch

4 BANDI, H.-G., Das Silexmaterial der Spätmagdalénien-Freilandstation Moosbühl bei Moosseedorf, Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums (JbBHM), 1952 und 1953, S. 77–134.
SCHWAB, H., Rettungsgrabung 1960, JbBHM 1969 und 1970, S. 189–197.
BARR, J. H., Die Spätmagdalénien-Freilandstation Moosbühl, JbBHM 1969 und 1970, S. 199–205.
Nach freundlicher Mitteilung von J. H. BARR vom 4.1.1973 haben soeben durchgeführte C-14-Messungen an Hölzern aus der Fundschicht der Rentierjägerstation ein mittleres Datum von 11'700 v.Chr. ergeben.

5 UFAS, Bd. I, Die ältere und mittlere Steinzeit, Basel, 1968, insbesondere S. 123–144.
GUYAN, W. U., Mensch und Urlandschaft der Schweiz, Zürich, 1954 (Büchergilde Gutenberg), S. 74–83.

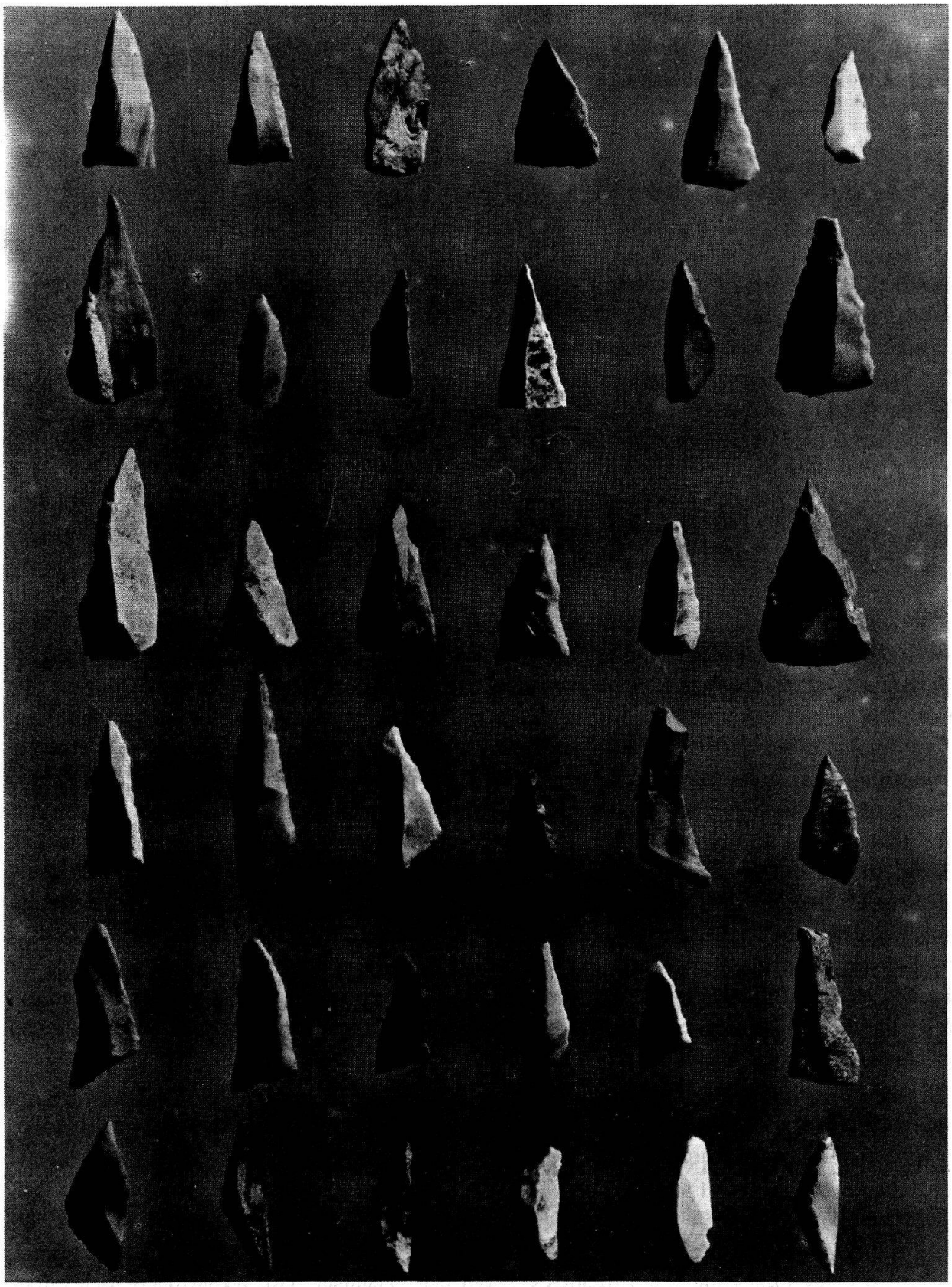


Foto 2: Einsatzstücke aus Silex. Auffallend sind die geometrischen Formen und die Kleinheit der Objekte. Diese "geometrischen Mikrolithen" wurden wohl vielfach reihenweise in Fassungen aus organischem Material, wie Holz oder Knochen, eingesetzt.
Aus der Sauveterrien-Schicht der Birsmatten-Basisgrotte unterhalb Nenzlingen. Aufn. K. Buri.

gefertigt sein. Die Mikrolithen sind vielmehr als Einsatzstücke in Schäften aus organischem – und daher längst vergangenem Material – zu sehen. Daneben sind aus Hirschgeweih geschnittene Harpunen überliefert.

3. Jungsteinzeit / Neolithikum (4'000–1'800 v.Chr.)

Besser als das Mesolithikum, lässt sich die nachfolgende Jungsteinzeit – oft "Pfahlbauzeit" genannt – im Raume Bern belegen. Wiederum kehren wir in die Gegend des Moossees zurück und erneut ist die zu beschreibende Entdeckung mit dem Namen von Dr. Johann Uhlmann aus Münchenbuchsee aufs engste verknüpft. 1856 findet er "wenige Schritte südlich" des Ausflusses der Urtenen "ein stattliches Pfahlwerk von circa 70 Fuss Länge, bei 55 Fuss Breite"[6].

Neben der Lokalisierung dieses "Pfahlbaus" glaubte Uhlmann eine weitere Station rittlings des Verbindungskanals zwischen den beiden Seen entdeckt zu haben. Das Pfahlfeld soll von nur geringer Ausdehnung gewesen sein und keine Artefakte geliefert haben. Nachdem Kontrollgrabungen 1922 ebenfalls negativ verliefen[7], muss dieser zweite Pfahlbau aus dem Fundinventar gestrichen werden.

Umsomehr erregte die Entdeckung der Oststation das Interesse der damaligen Altertumsfreunde. Nicht nur war es eine der frühesten Untersuchungen einer "Pfahlbaustation" in der Schweiz, sondern auch die von Uhlmann angewandte Sorgfalt bei der Bergung fand allgemeine Bewunderung. Wie wir nachträglich feststellen, erbrachte die Grabung wohl ein vielfältiges Kleingeräteinventar, hingegen mass man – dem damaligen Kenntnisstand gemäss – den liegenden oder stehenden Hölzern, resp. der Fundvergesellschaftung keine grosse Bedeutung bei. So sind wir heute leider nicht in der Lage, aufgrund von Fundbeschrieben oder Plänen auf die Siedlungsstruktur zu schliessen. Die Altertumsfreunde des 19. Jh. besassen jedoch klare Vorstellungen davon, wie Siedlungen an den Seeufern ausgesehen haben mögen – es waren eben "Pfahlbauten". Uhlmann zeichnete denn auch den "Pfahlbau" am Moossee nach dem für jene Zeit typischen Vorstellungsschema (Foto. 3)[8].

Erst der jüngeren Forschung, mit verfeinerten Grabungsmethoden, ist es gelungen, die Frage des Siedlungsbaus zu klären: gestützt auf Grabungsfunde an kleinen Binnenseen des Mittellandes, muss auch die Siedlung am Moossee als ebenerdige Ufersiedlung gesehen

6 JAHN, A. und UHLMANN, J., Die Pfahlbau-Alterthümer von Moosseedorf im Kanton Bern, Bern, 1857, insbesondere S. 11 und 12.
UHLMANN, J., Geologisch-archäologische Verhältnisse am Moosseedorfsee, Bern, 1860, mit Übersichtskarte und 4 Profilen.
ders., Manuskriptband mit meisterhaften Objektzeichnungen von F. LIPS und Zeichnungen von UHLMANN. 3 Aquarelle von UHLMANN zeigen den "Pfahlbau" Ost, rekonstruiert nach zeitgenössischen Vorbildern. Unpubliziert. Archiv des Bern. Historischen Museums "Mss.-H(ist). H(elv). XLV 28".
7 Mitteilung von O. TSCHUMI an H. GUMMEL vom 7.3.1923, s. Anm. 2, S. 9.
8 s. Anm. 6. 2.

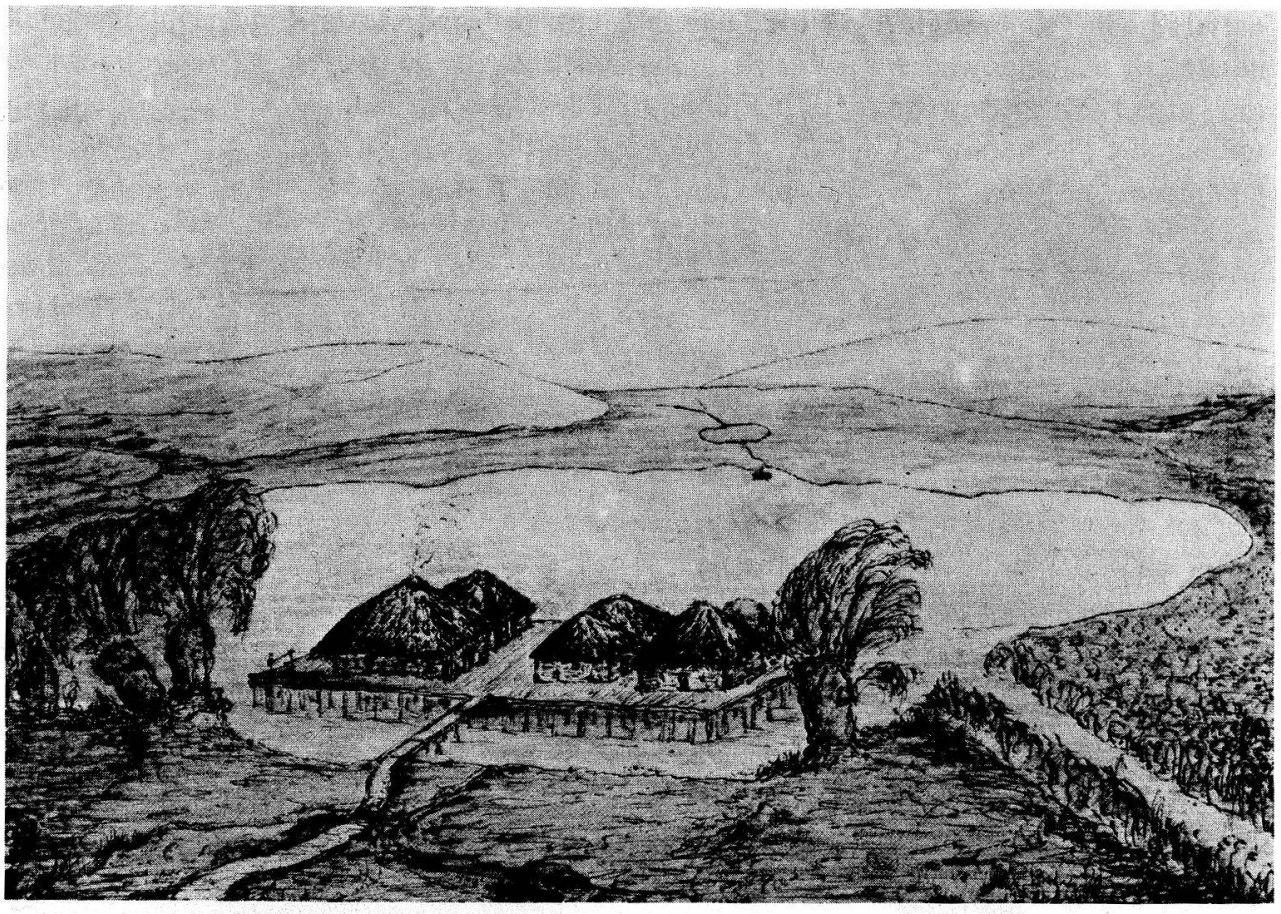


Foto 3: "Einst am Moosseedorfsee. Im Vordergrund dürfte die Darstellung durch weidende Schaafe, Ziegen, oder einzelne Stücke klein Vieh und Menschen in felle gekleidet, belebt sein." Die von J. UHLMANN um 1860 geschaffene Zeichnung zeigt – dem damaligen Vorstellungsschema gemäss – die Siedlung am Moossee als "Pfahlbau"; heutige Forschungsergebnisse lassen an kleinen Binnenseen Ufersiedlungen annehmen.
Lavierte Tuschzeichnung auf Leinwand. 15,5 x 11,4 cm.

Aufn. S. Rebsamen.

werden[9]. Neben den Niederlassungen an See- und Flussufern oder in Randzonen von Mooren sind bis heute nur wenige Siedlungsplätze im dichtbewaldeten "Landesinnern" bekannt geworden. Der Raum Bern besitzt möglicherweise im Erdwerk Flugbrunnen am Bantiger einen solchen Wohnplatz[10].

Als augenfälligste Neuerung im Gerätebestand des Neolithikums ist die nun intensiv geübte Töpferei zu nennen. Alle Gefässe sind frei von Hand geformt, wobei sich die Neolithikerin der sog. Ring- oder Spiralwulsttechnik bediente, d.h., der mit Quarzsand gemagerte Lehm wurde zu langen Würsten ausgerollt, welche dann an- und aufeinandergelegt die Rohform ergaben.

Die Kenntnis des Steinschliffs schliesslich, ermöglichte es dem Neolithiker Steinbeile herzustellen, welche bereits in differenzierter Form erscheinen. Daneben umfasst das

9 Als Beispiel seien die Untersuchungsergebnisse der Ufersiedlung Burgäschisee-Süd angeführt, ACTA BERNENSIA, II, Teilbände 1–8, bis jetzt erschienen Teile 3, 4, 5, 6.
10 JbBHM 1937, S. 45.

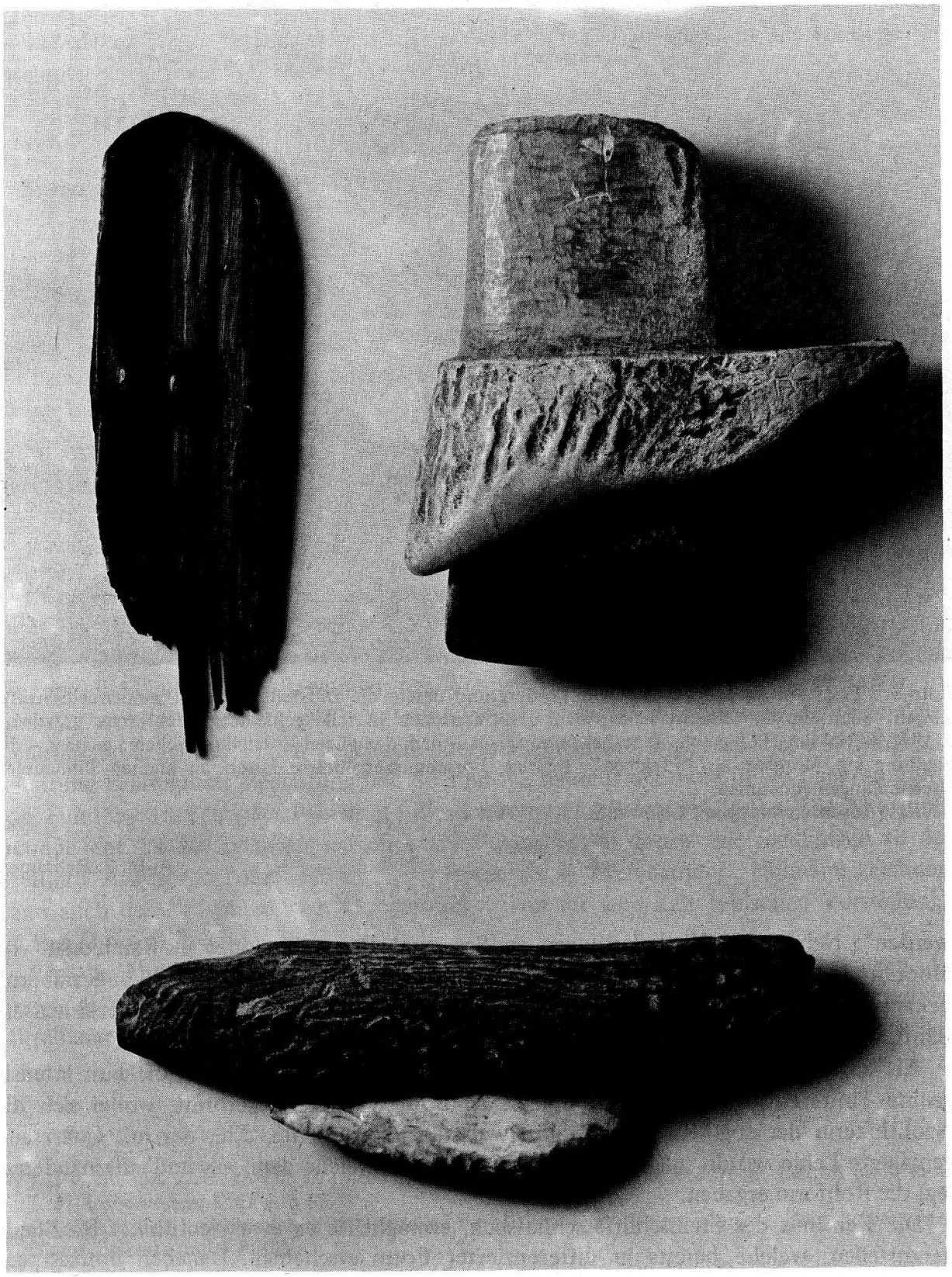


Foto 4: Moosseedorf. Fundobjekte aus der Ufersiedlung am Ausfluss der Urtenen: Kamm aus Eibenholz; Steinbeil (Fällaxt) in Hirschhornzwischenfutter, welches zum Dämpfen des Schlages zwischen Beil und Holm eingefügt wurde; in Holzgriff eingekittetes Messer aus Silex.

Aufn. S. Rebsamen.

Steingeräteinventar Kratzer, Schaber und Messer (Foto 4). Aufgrund des überlieferten Kleinfundbestandes gelingt es, die Kulturzugehörigkeit der Uferbewohner zu definieren und die Siedler der Gruppe der jüngeren Cortaillod Kultur[11] zuzuweisen. Die Leute vom Moossee gehören somit zu jener Kulturgruppe, welche sich in Ostfrankreich, am Südfuss der Alpen und in der Schweiz bis an die Zürichsee-Limmatlinie durch analoge Ausbildung bestimmter Gefässformen und Werkzeugtypen erkennen lässt; sie dürften um 2'500 v.Chr. am Moossee gesiedelt haben.

Unser Gebiet erhielt somit Impulse aus Westeuropa. Es wanderten Bauern ein, welche allmählich Besitz ergriffen von den Landstrichen, welche bis anhin sporadisch von den nomadisierenden mesolithischen Jäger-Fischer-Horden begangen wurden. Damit ist ein markanter Wendepunkt in der Geschichte der Kulturentwicklung erreicht: Das Jägertum, das rund 99 % der gesamten Menschheitsgeschichte ausmacht, geht zu Ende; das Bauerntum beginnt. Der Siedler, der die Viehzucht kennt und Ackerbau zu treiben versteht, kann das unstete, unablässig neuen Nahrungsquellen folgende Nomadentum aufgeben und sich feste Siedlungsplätze nehmen. Die Funde aus der Siedlung am Moossee und andernorts belegen den Anbau von Getreide (Weizen, Gerste, Hirse), Hülsenfrüchten (Erbsen, Bohnen) und Flachs. Als Haustiere und damit als Fleischlieferanten wurden Schaf, Ziege, Rind, Schwein und auch der Hund gehalten. Die Auswertung des geborgenen Knochenmaterials macht klar, dass der Fleischbedarf noch immer grossenteils durch Jagdbeute gedeckt wurde. Auch die Sammeltätigkeit spielte weiterhin eine beträchtliche Rolle wie aus häufig nachgewiesenen Wildäpfeln – sie wurden u.a. in Schnitze zerlegt und an Schnüren zum Trocknen aufgehängt – Nüssen, Beerenkernen u.a. geschlossen werden darf[12].

4. Bronzezeit (1'800–750 v.Chr.)

Die Metallurgie, im östlichen Mittelmeerraum gegen Ende des vierten Jahrtausends sich entwickelnd, bringt den neuen Werkstoff Bronze – meist eine Legierung aus 9 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn – welcher nun beinahe ausschliesslich zur Herstellung von Geräten verwendet wird[13].

Die Kenntnis des neuen Werkstoffes vermochte die kulturelle Entwicklung nachhaltig zu beeinflussen. Da der Bronzeguss oder ganz allgemein die Herstellung von Metallgeräten eine Spezialisierung voraussetzt, musste der Erzeuger die Selbstversorgung aufgeben. Es bildete sich erstmals ein eigentlicher Handwerkerstand, derjenige des Bronzegiessers. Nur sie kannten die komplizierten Arbeitsvorgänge beim Giessen und Weiterverarbeiten von Bronze zu Waffen, Geräten und Schmucksachen. Bei den hauptsächlich zur Anwendung gelangenden Gussverfahren handelt es sich um den Herdguss, den Schalen- oder Kokillenguss, den Guss in der verlorenen Form und den Guss nach festem Modell. Das Fehlen der Rohmaterialien in weiten Gebieten, musste zwangsläufig zur Entwicklung von Handelsbe-

11 GONZENBACH, V. von, Die Cortaillodkultur in der Schweiz, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. VII, Basel, 1949.
12 UFAS, Bd. II, Die jüngere Steinzeit, Basel, 1969.
13 UFAS, Bd. III, Die Bronzezeit, Basel, 1971.

Foto 5: Köniz, Wabern, Bächtelen. Der aus 137 Bronzearmringen bestehende, möglicherweise von einem Händler deponierte Verwahrfund.

Aufn. K. Buri.

ziehungen führen. Geringfügige Erzvorkommen konnten vermutlich in unserem Gebiet selbst ausgebeutet werden; die Hauptmasse der Rohstoffe hingegen dürfte v.a. in den österreichischen Alpen gehandelt worden sein. Hier betrieb man, wie in Spanien und England, intensiv Bergbau. Im Raume Bern sind keine eigentlichen Siedlungsbelege aufzuzeigen; hingegen sind eine Anzahl von Grabfunden, die Siedlungsstellen voraussetzen, bekannt. Etwas anders geartet ist das spektakuläre Fundvorkommen von Wabern, Bächtelen[14]. Dieser 1916 bei Erdarbeiten "unter einem mittelgrossen Feldstein" in "einer künstlichen Aushöhlung" liegende Fundkomplex umfasste 137 Armreifen (Foto 5). Die Reifen waren so ineinandergeschoben, "dass man sie wie eine Kette aus dem sicheren Verstecke heben konnte". Nach Untersuchungen des Umgeländes dürfte es sich am ehesten um einen nicht wieder aufgefundenen Verwahrfund eines Händlers handeln. Die Reifen sind teils neu, teils gebraucht und können in 5 verschiedene Typvarianten unterteilt werden. Anhand von Form- und Verzierungsmerkmalen ist der Fund der mittleren und frühen Spätbronzezeit (ältere und jüngere Urnenfelderzeit) also etwa dem Zeitraum zwischen 1'300 und 1'000 v.Chr. zuzuweisen.

Die bronzezeitlichen Niederlassungen weisen im allgemeinen noch eine starke Übereinstimmung mit den jungsteinzeitlichen Formen auf. Immerhin ermöglicht das Bronzebeil die

14 JbBHM 1916, S. 7–10. Eingehendere Bearbeitung in: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde (ASA), 1918, S. 69–79 mit Abb.

Entwicklung neuer Bautechniken so z.B. den Blockbau oder die Herstellung von sog. Flecklingen (Grundschwelle am Fusse aufgehender Balken) bei der Einrichtung von Bauten am Rande sumpfiger Zonen oder an See- und Flussufern. Daneben entstehen Höhensiedlungen mit z.T. beeindruckenden Befestigungsbauten.

Die Frage nach der Herkunft der bei uns siedelnden Bevölkerung muss vorläufig offengelassen werden, fest steht bloss, dass die Streuung gleichgearteten Fundmaterials eine Kernzone im schweizerisch-südwestdeutsch-ostfranzösischen Raum abgrenzen lässt.

5. Ältere Eisenzeit / Hallstattzeit (750–450 v.Chr.)

Im waldbedeckten Ausläufer eines Moränenzuges S des Weilers Grächwil bei Meikirch wird kurz nach 1850 eine Lehm-Sandgrube eröffnet[15]. Ein auf dem Moränenrücken sitzender Hügel "von 15 Fuss und 7 Zoll" Höhe (4,6 m) gerät in die Abbauzone und zeigt im Anschnitt in Lagen geschichtete Bollensteine und Holzkohlereste; gelegentlich fällt "verrostetes Eisengeräth" von der Grubenwand herunter. Auf diese Weise wird ein Grabhügel, ein sog. Tumulus, angeschnitten, der in einer späteren Phase "unter vielen Steinen, durch deren Last zusammengedrückt" Fragmente eines bronzenen Gefässes liefert. Die damals sichergestellten Gefässteile – sie umfassen Hals- und Schulterpartie, die Hälfte eines Seitenhenkels und eine vollständig erhaltene Figurengruppe – liessen sich schliesslich zu einem 56,5 cm hohen Wassergefäss, der Hydria von Grächwil, ergänzen (Foto 6). Eigentlich ist zu bedauern, dass das einzigartige Fundobjekt zu einer Zeit geborgen wurde, als man der Fundvergesellschaftung, der Lage von Grabbeigaben zueinander, oder einzelner, durch Analysen eruierbarer Fakten, noch keine Beachtung schenken konnte; denn verschiedene Hinweise, welche dem Grabungsbericht zu entnehmen sind, deuten darauf hin, dass anlässlich der Beisetzung ein Wagen (Streit-, Jagd- oder Totenwagen?) mitbestattet wurde. Auch fehlen Beobachtungen, die entscheiden lassen, ob der Leichnam in einem Totenhaus, über welchem der Grabhügel aufgeworfen wurde, niedergelegt war.

Wie neuere Untersuchungen zeigen, ist die Hydria um 580/570 v.Chr. in einem Atelier der grossgriechischen Kolonie Tarent, in Unteritalien, hergestellt worden[16].

Der Fund von Grächwil macht selbst bei flüchtiger Betrachtung zweierlei klar: Zum ersten müssen die Hallstattleute von Grächwil mit dem damaligen Italien in Handelsverbindungen gestanden haben; zum zweiten muss – da der Geldumlauf für jene Zeitläufte bei uns nicht nachgewiesen ist – die Hydria als Tauschobjekt nach Grächwil gelangt sein. Das von den hiesigen Siedlern bereitgestellte Tauschangebot könnte Erzeugnisse der Viehwirtschaft wie Fleisch, Felle, Wolle, Käse, ja vielleicht gar Sklaven umfasst haben.

Die Grabhügel, auch Tumuli genannt, erscheinen selten einzeln, sie bilden meist eigentliche Grabhügelfelder, sog. Nekropolen. Dem unvoreingenommenen Betrachter fällt beim Besuche solcher Nekropolen sogleich die unterschiedliche Grösse der einzelnen

15 JAHN, A., Die Ausgrabungen zu Grächwyl im Kanton Bern, MAGZ, Bd. 7, Heft 5, Zürich, 1852.
DRACK, W., Ältere Eisenzeit der Schweiz, Kanton Bern II. Teil, Basel, 1959, insbesondere S. 8–13.
DRACK, W., Ältere Eisenzeit der Schweiz, Kanton Bern I. Teil, Basel, 1958.

16 JUCKER, H., Bronzehenkel und Bronzehydria in Pesaro, Studia Oliveriana, Vol. XIII–XIV, Città di Castello, 1966, insbesondere S. 23ff. und 119.

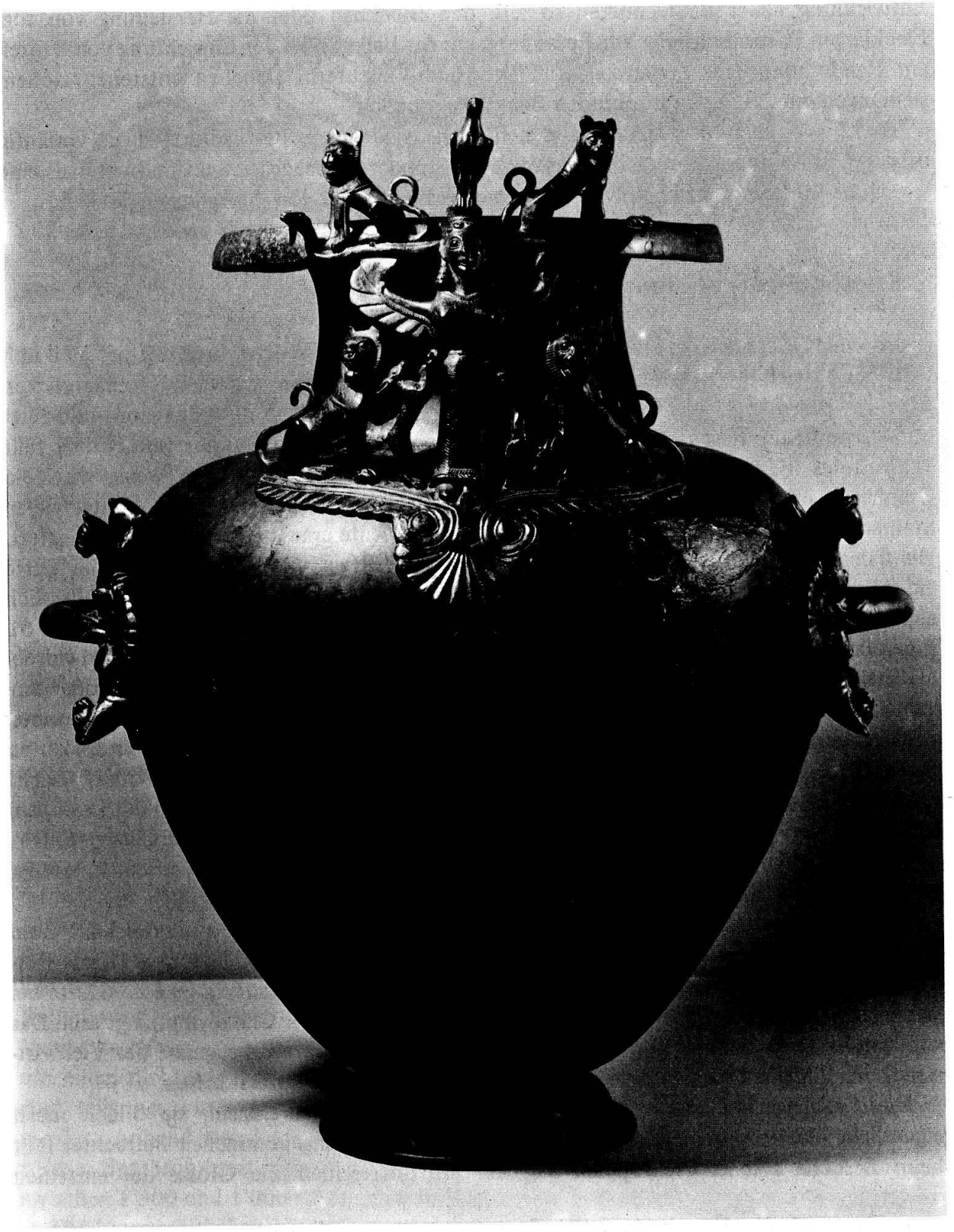


Foto 6: Meikirch, Grächwil, Tannwald. Die Hydria (Wassergefäss) von Grächwil, das berühmteste antike Fundstück aus der Schweiz, wurde um 580/570 v.Chr. im süditalischen Tarent hergestellt und 1851 bei Grächwil als Grabbeigabe in einem Grabhügel eines Kelten entdeckt. Der Haupthenkel, welcher das Objekt besonders auszeichnet, zeigt die geflügelte Artemis als Herrin der Kreatur. Bronze. Höhe 56,5 cm. Aufn. K. Buri u. S. Rebsamen.

Tumuli auf. Es ist dies der augenfällige Ausdruck für die in jener Zeit – wohl unter dem Einfluss der Mittelmeerkulturen – sich bildende Feudalstruktur mit Fürstengeschlechtern oder -dynastien. Wurden in der Frühphase der Hallstattzeit die Toten häufig noch kremiert, so wird diese Sitte später aufgegeben und die Gestrecktbestattung geübt. Die den Abgeschiedenen beigestellten Grabbeigaben umfassen ihre Waffen, ihren Schmuck und andere Besitztümer; Gefässe aus Keramik und Bronze, enthielten vermutlich Speisen und Getränke. In Männergräbern finden sich nicht selten zwei- oder vierräderige Wagen, die oft in Teile zerlegt, mitgegeben und bisweilen mit Pferdegeschirr ausgerüstet sind. Das Beigabenwesen lässt einen ausgeprägten Jenseitsglauben erkennen.

Obwohl wir im Raume Bern eine beträchtliche Anzahl von Grabhügeln kennen, fehlen vorläufig Hinweise auf Siedlungsplätze, resp. mit den Tumuli eine Einheit bildende Einzelhofsiedlungen. In Höhenlagen entstanden befestigte Fürstensitze; sie dürften als Residenzen von Landesherren oder Gaufürsten zu deuten sein. Im schweizerischen Gebiet, es gehörte damals zur eigentlichen Kernzone der Hallstattkultur, welche den Raum zwischen Heuneburg, einem Fürstensitz bei Sigmaringen, den Oberlauf des Nekar, das Rheingebiet bis an den Alpenrand und das Mittelland umfasste, scheint sich der Feudalismus besonders stark ausgeprägt zu entwickeln[17]. Der vorhandene Reichtum ist u.a. besonders deutlich an Grabinventaren mit Goldbeigaben abzulesen.

Der Gründe, weshalb innerhalb relativ kurzer Zeit eine dermassen blühende Kultur entstehen konnte, dürften verschiedene sein. Ein nicht unerheblicher kann in dem um 600 v.Chr. erfolgten Kontakt zwischen Kelten und Griechen gesehen werden. Damals entstand im Mündungsgebiet der Rhone die grossgriechische Kolonie Massilia (Marseille) und gleichzeitig setzten die ersten grossen Keltenzüge nach der Pyrenäenhalbinsel ein. So sind es Handel und Kriegsbeute, welche begehrte Metall- und Tongefässe diesseits die Alpen gelangen lassen, und dadurch das einheimische Kunsthandwerk nachhaltig stimulieren, ja die Kunsthandwerker im Verlaufe des 6. Jh. eine völlig neue Formensprache finden lassen.

Wir stehen damit zeitlich am Anfang des 5. Jh. v.Chr. Es besteht kein Zweifel mehr, dass die Träger der eben geschilderten Kultur im Mittelland und Jura Kelten waren, von denen 50 Jahre später der Grieche Herodot berichtet.

6. Jüngere Eisenzeit / La Téne-Zeit (450–58 v.Chr.)

Die um 450 v.Chr. beginnende jüngere Eisenzeit wird nach dem reichen Fundort am Ausfluss der Zihl aus dem Neuenburgersee (heutiges Seebad Marin) auch als Latène-Zeit bezeichnet[18]. Wie bereits vermerkt, fällt der Übergang von der älteren zur jüngeren Phase der Eisenzeit keineswegs mit einem dramatischen Ereignis zusammen. Vielmehr ist diese Unterteilung durch den Umstand verursacht, dass um die Mitte des 5. Jh. v.Chr. im Kunstgewerbe ein prägnanter Stilwandel eintritt. Die kulturhistorischen Aspekte zu Beginn der jüngeren Eisenzeit im Mittelland unterscheiden sich sonst kaum von denjenigen der späteren Hallstattzeit; Veränderungen treten dann allerdings im Verlaufe der neuen Epoche ein.

17 UFAS, Bd. IV, Die Eisenzeit, im Druck.
18 s. Anm. 17.

Nicht weniger als 18 Gemeinden im Raume Bern haben bis heute Belegungszeugnisse geliefert[19]. Im Gemeindegebiet von Bern sind bis heute allein mehr als drei Dutzend Fundstellen bekannt, doch hier, wie anderswo, liegen die Fundvorkommen recht einseitig, indem beinahe ausschliesslich Grabaufschlüsse überliefert sind.

Die Sitte, über den Bestattungen Hügel aufzuwerfen wird um die Wende vom 5. zum 4. vorchristlichen Jahrhundert aufgegeben und an ihre Stelle treten Beisetzungen in Grabgruben. Noch immer aber erhalten die Toten reiche Beigabeninventare beigestellt. Der Friedhof von Münsingen-Rain – er wurde hauptsächlich in den Jahren 1905/06 ausgegraben – gilt bis heute als der umfangreichste Mitteleuropas (217 Gräber)[20]. Der Umstand, dass die Bestattungen in einer gewissen Ordnung von N nach S sich aneinanderreihen, und Beisetzungen während der ganzen Dauer der jüngeren La Tène-Zeit erfolgten, hat den Friedhof von Münsingen geradezu prädestiniert, der damaligen Forschung wesentliche, noch heute gültige Erkenntnisse bezüglich Entwicklungen im Gerätebestand (Beigaben) zu vermitteln[21].

Durch schriftliche Überlieferungen sind wir davon unterrichtet, dass expandierende germanische Stämme seit dem 3. Jh. die im süddeutschen Raum ansässigen Kelten bedrängen. Die aus vielen Einzelstämmen zusammengesetzte keltische Völkergemeinschaft wird dadurch gezwungen, neue Siedlungsräume zu annektieren. Der Stamm der Helvetier, im nördlichen Baden und im Maingebiet ansässig, beginnt ins schweizerische Mittelland auszuweichen, die Sequaner, in die Westschweiz und über den Jura abdrängend.

Ganz offensichtlich als Folge der eingetretenen Unsicherheit, begannen die Kelten Siedlungen auf Hügelkuppen oder innerhalb von Flusschleifen anzulegen. Die gegebenen Schutzfaktoren wurden hierbei durch die Anlage von Wall- und Grabensystemen oder durch die Errichtung von Palisadenzäunen vermehrt. Einer der imposantesten und zudem grössten Siedlungsplätze dieser Art im keltischen Raum entstand kurz nach 200 v.Chr. auf der Engehalbinsel (s. Planbeilagen). Obschon bis heute nur geringe Teile des helvetischen Oppidums archäologisch untersucht sind, kann der Habitus der befestigten Grossiedlung einigermassen beschrieben werden[22].

Das ehemals 150 ha umfassende Siedlungsgelände ist im S, auf der Höhe der Station Felsenau der SZB, durch einen mindestens 9 m tiefen Graben abgegrenzt (heutige Strassenunterführung nach Bremgarten). Überlieferungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, lassen am siedlungsseitigen Grabenrand einen Wall annehmen, welcher zu jener Zeit, wenigstens noch stellenweise, entlang der Plateaukante über der Felsenau verlief. Hier im Raume Primelweg/Asterweg dürfte, nach den selben Archivalien, eine

19 Fundarchiv im Archäologischen Dienst des Kantons Bern.

20 WIEDMER, J., Das Latène-Gräberfeld bei Münsingen (Kt. Bern), Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, XVIII. Band, 3. Heft, Bern, 1908, S. 269–361.

21 HODSON, F. R., The la Tène Cementry at Münsingen-Rain, ACTA BERNENSIA, Bd. V, Bern, 1968.

22 MÜLLER, H. J., Die Engehalbinsel bei Bern, ihre Topographie und ihre wichtigsten vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler, Schriften der Historisch-Antiquarischen Kommission der Stadt Bern (HAK), Nr. 2, Bern, 1970, 2. Auflage.
ders., Die Erforschung der Engehalbinsel in Bern bis zum Jahre 1965, JbBHM 1963 und 1964, S. 375–400.
ders., und ETTLINGER, E., Die Besiedlung der Engehalbinsel in Bern auf Grund des Kenntnisstandes vom Februar des Jahres 1962, Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, 1962–1963, S. 108–153. Vorläufig unpubliziert sind archäologische Untersuchungen ab 1965.

Toranlage gelegen haben[23]. Ein weiterer Zugang, das sog. Nordtor, ist als integrierte Anlage im doppelt geführten Wallsystem gegenüber Reichenbach zu erkennen. Die zweifach errichteten Sicherungsbauten sind aber wohl auch im Zusammenhang mit der im Aareknie liegenden Furt, der einzigen an der mittleren Aare, zu sehen. Weitere, nurmehr sporadisch auftretende Wallpartien an den Plateaurändern, können als letzte Belege eines einst umlaufenden Sicherungsringes aufgefasst werden. Im Schutze der gegebenen und zusätzlich angelegten Hindernisse entstanden die eigentlichen Siedlungszonen; aber auch beträchtliche Flächen an Weid- und Ackerland und selbst Friedhöfe blieben einbezogen.

Die Wohnbauten entstanden über einem rechteckigen Grundriss als Pfostengerüstkonstruktion, vielleicht auch in Blockbautechnik. Während einer Notgrabung 1967 gelang es auf dem nachmaligen Bauplatz der Heilig-Kreuz-Kirche Siedlungsreste vornehmlich in Form von parallel laufenden Steinsetzungen freizulegen. Obwohl die Auswertung noch aussteht, dürfte der Befund wie folgt zu charakterisieren sein: angeschnitten wurden zu Häuserzeilen aneinandergereihte Bauten, mit dazwischenliegenden Strassen oder Fluren. Die geborgenen Kleinfunde zeigen u.a. eine erstaunliche Vielfalt von Armringformen aus blauem, grünem und gelbem Glas mit aufgezogenen Glasfadenornamenten. Die Kunst des Glasmachens wurde durch keltische Kunsthandwerker erstmals nordwärts der Alpen heimisch. Ist es abwegig, aufgrund der auf kleiner Fläche geborgenen Farb- und Formvarietäten von Glasarmringen und anderer Indizien das Vorhandensein von Glasmacher-Ateliers vorsichtig ins Auge zu fassen? In diesem Zusammenhang möchten wir auch die anlässlich des Baus der Tiefenaustrasse 1849/51 gehobenen "Massenfunde von der Tiefenau" erwähnen, welche an die 80 Schwerter, darunter Halbfabrikate, Wagenzubehörteile, Pferdegeschirr, Münzen und erstmals mit der Drehscheibe gefertigte, gelegentlich bemalte Keramik und anderes umfassten[24]. Wir glauben heute, diese Befunde ebenfalls als Überreste von Werkstätten ansprechen zu dürfen. Falls sich unsere Vermutungen erhärten lassen, müsste in der Tiefenau – nach heutiger Terminologie – die Industriezone gelegen haben.

Die in den Fundensembles auf der Enge auftretenden Münzen, weisen uns darauf hin, dass die Kelten – sie lernten im 3. Jh. v.Chr. in Makedonien die Geldwirtschaft kennen – als erste nördlich der Alpen vom reinen Tauschhandel abgekommen und zu den Münzen als Zahlungsmittel übergegangen sind. Waren es nach 300 v.Chr. Nachbildungen der Goldstater Philipps von Makedonien, folgten bald Imitationen von Münzen der antiken Hafenstadt Massilia (Marseille). Später wandelten die keltischen Münzer die Bilder und Beschriftungen nach ihrem eigenen Stilgefühl. Sie schnitten neue Zeichen wie Eber, Stier, Pferd u.a. und deformierten Schriftzeichen zu rein dekorativen Elementen. Daneben gelangte aber nicht bloss das Münzwesen, sondern auch die Kenntnis der Schrift mit griechischem Alphabet in den Raum nördlich der Alpen[25].

Einblicke in das Kultwesen der Kelten gewähren uns antike Schriftsteller wie Herodot, welcher Kulthandlungen als von Druiden geleitet beschreibt und jener Priesterschaft ein

23 JAHN, A., Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben . . . , Ein Handbuch für Freunde vaterländischer Vorzeit, Bern/Zürich, 1850, S. 184–190.

24 TSCHUMI, O., Der Massenfund von der Tiefenau auf der Engehalbinsel bei Bern 1849–1851, Jahrbuch der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, 1929, S. 131–148.

25 WYSS, R., Das Schwert des Korisios. Zur Entdeckung einer griechischen Inschrift, JbBHM 1954, S. 201–222.

vielfältiges, in ihrer Kaste überliefertes Wissen attestiert. Als Kultstätten dienten sog. Viereckschanzen. Es sind dies mehr oder weniger quadratische, erst von Palisaden, später von aufgeworfenen Erdwällen, und vorgelegten Gräben umgrenzte Plätze mit einem Tordurchlass[26]. Nach Analogien in Bayern, wo das Kernland dieser Objekte liegt, scheint der Innenraum bis zu annähernd 40 m tiefe Schächte aufzuweisen, an deren Basis ein etwa 2 m hoher skulptierter Holzpfahl, wohl eine Erdgottheit darstellend, aufgerichtet steht[27]. Der Pfahl wird schliesslich durch abwechselndes Einfüllen von Opfergaben – nach Befunden aus tierischen Innereien und Blut bestehend – und Kies-Lehm-Paketen im Laufe von Opferhandlungen eingedeckt und der Schacht mit Erdmaterial zugeschüttet. Ebenfalls zur Ausstattung gehört ein kleines Haus mit zentraler Feuerstelle. Das einzige, eindeutig dieser Denkmälerart zuzuschreibende Objekt auf Schweizerboden liegt im Grossen Bremgartenwald auf dem Plateau über der Kreuzung Halen-Glasbrunnenstrasse[28]. Es ist zudem die südlichste dieser Kultstätten überhaupt und belegt einerseits die Herkunft und geistig-kulturelle Heimat unserer Enge-Helvetier, andererseits vermag sie die Bedeutung des Oppidums auf der Engehalbinsel auch als kultisches Zentrum des schweizerischen Mittellandes zu unterstreichen.

Um 70 v.Chr. überschritt der Suebenkönig Ariovist mit seinen germanischen Gefolgsleuten den Rhein zwischen Mainz und Basel. Die im Elsass und namentlich um Belfort angesiedelten Germanen zogen in der Folge immer neue Stämme nach. Den Helvetiern drohte Gefahr, von den jenseits des Jura wohnenden Kelten abgeriegelt zu werden und mochte den Entschluss, nach dem Südwesten auszuweichen, zwangsläufig präjudiziert haben. Nach Jahren der Vorbereitung, erfolgte der Auszug im Jahre 58 v.Chr., wobei die alten Wohnstätten – es soll sich nach Julius Cäsar um 12 Städte (wohl Oppida) und 400 Dörfer gehandelt haben – niedergebrannt wurden[29]. Es ist durchaus möglich, dass jene willentliche Zerstörung durch die das Werkstattquartier in der Tiefenau überlagernde Brandschicht – es handelt sich um verstürtzte Hüttenwandteile, deren Rutengeflecht auskohlte und dabei den aufgestrichenen Lehmbewurf keramisierte – belegt werden kann. Anhand von datierbaren Kleinfunden muss die Brandlegung um die Jahrhundertmitte erfolgt sein, und schliesslich stellen wir fest, dass in der zweiten, nach Bibracte eingeleiteten Besiedlungsphase das Werkstattquartier in der Tiefenau nicht mehr einbezogen wurde.

Mit der Niederlage bei Bibracte (30 km SW Autun) kehren die Helvetier und damit auch unsere Engebewohner in die aufgegebenen Siedlungen zurück, jedoch nicht als Geschlagene, sondern als Foederati, als Bundesgenossen Roms. Cäsar gelingt es mit diesem Schachzug, das entvölkerte Mittelland erneut zu belegen und das durch den Auszug

26 SCHWARZ, K., Atlas der spätkeltischen Viereckschanzen Bayerns. Atlasband, München, 1959.

27 SCHWARZ, K., Spätkeltische Viereckschanzen. Ergebnisse der topographischen Vermessung und der Ausgrabungen 1957–1959, Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege, 1960, S. 7–41.
ders., Zum Stand der Ausgrabungen in der spätkeltischen Viereckschanze von Holzhausen, Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege, 1962, S. 22–77.
ders., Ein zweiter Kultschacht in der spätkeltischen Viereckschanze von Holzhausen, Germania 41, 1963, S. 105–108.

28 GRÜTTER, H., Zur Entdeckung einer spätkeltischen Viereckschanze im Grossen Bremgartenwald bei Bern, JbBHM 1963 und 1964, S. 370–374.
ders., Zur Entdeckung des spätkeltischen Heiligtums im Grossen Bremgartenwald, Der kleine Bund, Beilage für Literatur und Kunst, Der Bund, 116. Jg., Nr. 31 vom 22. Jan. 1965.

29 C. JULIUS CÄSAR, Der gallische Krieg ("Bellum Gallicum"), Erstes Buch, 5/2.

entstandene Vakuum, welches die Germanen unweigerlich hätte nachstossen lassen, wieder aufzufüllen. Mit der Rückkehr der Engebewohner beginnt im Raume Bern die gallo-römische Epoche.

7. Gallo-römische Epoche (58 v.Chr.–460 n.Chr.)

Die zweite Besiedlungsphase des Berner Oppidums ist charakterisiert durch die Aufgabe grosser Teile der vorherigen Siedlungsfläche. Aufgelassen bleiben zunächst Rossfeld, Aaregg, Tiefenau und Thormebodewald. Die fortifikatorischen Anlagen im Süden werden zurückgenommen an die Stelle wo sich heute die Matthäus-Kirche befindet. Hier konnten anlässlich des Kirchenbaus von 1956 Überreste des sog. inneren Südwalles lokalisiert und untersucht werden[30]. Dem Befestigungswall vorgelagert erschien eine Berme von 12 m und ein Graben von 10 m Breite. Die Grabentiefe lag zwischen 2–3 m. Die Wehranlage war als "murus gallicus" konzipiert, d.h. eine gewaltige, die Front bildende doppelte Holzpalisade mit Zwischenfüllung aus Lehm und Bollenkieseln wurde durch ein Kastenwerk im Wallkörper gehalten. Die Toranlage selbst muss gegen das W Steilufer hin gelegen haben. Auf der Ostseite führte der Wall bis zum Plateaurand über dem Tiefenauspital, bog nach N und endete rund 50 m weiter. Vereinzelt beobachtete Reste einer doppelt geführten Palisade entlang dem Plateaurand, machen die Anlage eines durchlaufenden Hindernisses wahrscheinlich.

Es ist zumindest verblüffend festzustellen, dass die Engeleute, kaum zurückgekehrt, sogleich mit der Einrichtung neuer Befestigungsbauten beginnen. Dieser Umstand zeigt doch wohl, dass die Heimkehrer ihre Eigenständigkeit umfänglich beibehielten. Selbst die angestrebte Sicherung durch die Ansiedlung von Heeres-Veteranen in den neugegründeten Koloniestädten Nyon, Aventicum und Augst bringt kein neues Bevölkerungselement in unsere Gebiete, wissen wir doch, dass Cäsar die Legionen in Oberitalien und Gallien, also in Räumen mit stammverwandten Kelten rekrutierte. Die angesiedelten Pensionäre, welche ihre Renten in Form von Landlosen zugeteilt erhielten, überliessen deren Bearbeitung ansässigen Pächtern und Landarbeitern. Die überwiegende Masse der Landgüter aber blieb im Besitz der wohlhabenden Einheimischen, nur dass man sich jetzt die entwickelteren römischen Betriebsformen und Lebensgewohnheiten zu eigen machte. Um diesem Neben- und Ineinander gerecht zu werden und die unverkennbare Resistenz des keltischen Substrates auszudrücken, sind wir gehalten, nicht von Römerzeit, sondern von der gallo-römischen Epoche zu sprechen.

Die gallo-römische Topographie der Engehalbinsel zeigte grob gesagt zwei Zonen (s. Planbeilage). Gleich an den inneren Südwall, das Plateau des ehemaligen Engemeistergutes umfassend, schloss sich der öffentliche Bezirk an, während die Siedlungs- und Industriezone im Raum des heutigen Reichenbachwaldes lag. Letztere wurde durch eine rund 5 m breite Strasse durchzogen; das Nebengelände scheint stellenweise durch rechtwinklig abgehende Quartierstrassen erschlossen gewesen zu sein.

Die wohl noch während einiger Zeit gebauten Pfosten- und Ständerkonstruktionen wurden schliesslich abgelöst von Bauten in römischer Mörtelmauertechnik. In den

30 s. Anm. 22.3.

allmählich entstehenden Steinbauten waren verschiedene Gewerbe untergebracht, vorab Töpfereibetriebe. Die ausschliesslich auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässe zeigen unverwechselbaren Charakter, weil die hier tätigen Töpfer es verstanden, keltische und römische Formelemente zu verbinden. Daneben sind Schmiedewerkstätten und Bronzegiessereien nachzuweisen. Fügen wir noch bei, dass auch Ärzte oder Apotheker hier Wohnsitz hatten. Nach Ausweis von Warenstempeln waren sie vornehmlich mit der Herstellung von Salben gegen Augenkrankheiten beschäftigt[31]. Einer Inschrifttafel aus Aventicum zufolge, unterhielt die "Aareschiffer-Korporation" ihren Hauptsitz auf der Engehalbinsel; sie kontrollierte den Transitverkehr auf der gesamten mittleren Aare. Eine Unmenge aufgefundener Stili, Schreibgriffel also, unterstreicht zusätzlich die Anwesenheit eines zahlreichen und rührigen Kaufmannstandes.

Nicht unerwähnt dürfen Hinweise bleiben, welche einen neu angelegten Zugang zum Vicus annehmen lassen. Es handelt sich um einen 1968 durch Sondierungen gefassten Brückenkopf gegenüber der Steinibachmündung mit wegführender, gepflasterter Strasse in SSW Richtung. In diesem Zusammenhang müssen wohl auch die beim Bau der ARA-Leitung gemachten Funde bei der Einmündung des Steinibachs auf dem jenseitigen Ufer gesehen werden[32].

In Gegensatz zur stellenweise dichtbesiedelten Wohn- und Industriezone stellt sich der öffentliche Bezirk auf dem Plateau des Engemeistergutes. Hier befand sich, in das Walleck des inneren Südwalles eingefügt die Arena[33]. Diese dürfte um 100 n.Chr. errichtet worden sein, zu einer Zeit also, als durch die Konsolidierung der politischen Lage das Verteidungswerk seine Bedeutung verloren hatte, und der bestehende Wallkörper in Zuschauerrampen umfunktioniert werden durfte. Das Amphitheater, ein beinahe ovalförmiges Rund von 27 x 25 m, ist bis heute die kleinste Anlage seiner Art aus der gesamten Antike geblieben, damit das bescheidene, genügsame Bern schon zu seiner Zeit vorwegnehmend. Gladiatorenkämpfe müssen den Engeleuten bei der gegebenen Ausdehnung vorenthalten geblieben sein, hingegen werden sie sich bei Tierhatzen, Hahnenkämpfen oder Faustkämpfen ereifert haben[34].

Der öffentliche Bezirk beherbergte neben dieser profanen Anlage eine Zone mit kultischen Gebäuden. Wir meinen die beiden NE des ehemaligen Engemeistergutes gelegenen Viereckstempel mit Cella (Heiligtum) und Ambitus (Umgang), deren grösserer 1344 einen christlichen Nachfolger, die Aegidius-Kapelle, übergestellt erhielt[35]. Anlässlich des Abbruchs des Engemeistergutes im Jahre 1969 konnten die Fundamentreste eines dritten Viereckstempels lokalisiert werden. Zwei bei diesen Untersuchungen geborgene

31 SCHULTHESS, O., Die römischen Okulistenstempel von der Engehalbinsel Bern, JbBHM 1923, S. 85–95.

32 JAHN, A., Der Kanton Bern etc. (s. Anm. 23), S. 203f.
Sondierschnitte 1968 bestätigten JAHN. Vorläufig unpubliziert.

33 MÜLLER, H. J., Das Amphitheater auf der Engehalbinsel bei Bern, HAK, Nr. 1, Bern, 1957.

34 GRÜTTER, H., Die gallo-römische Arena auf der Engehalbinsel bei Bern, Berner Tagblatt, Nr. 159, 13./14. Juni 1970.

35 von RODT, Ed., Bernische Stadtgeschichte, Bern, 1886, S. 212.
MORGENTHALER, H., Geschichtliche Angaben zu dem Kartenblatt Felsenau-Neubrücke, Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bern, 1949, S. 90–120, insbesondere S. 97.

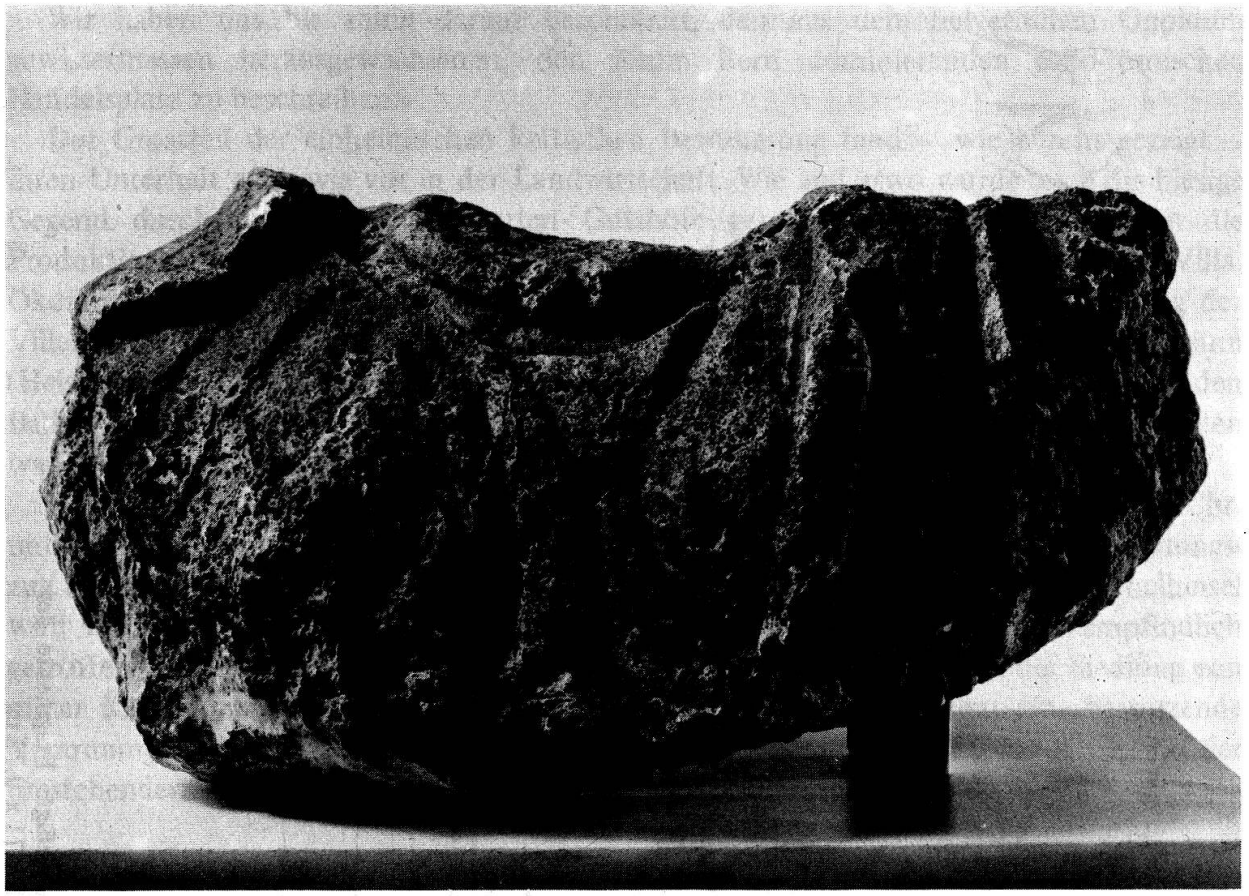


Foto 7: Bern, Engemeistergut. Fragment einer Büste oder einer Statue eines hohen Staatsbeamten. Zu beachten sind die Schuppen des Lederpanzers und der am Halsansatz aufliegenden Torques (Halsring mit Kugelenden).
Tuffstein. Breite 46,5 cm.

Aufn. K. Buri u. S. Rebsamen.

Objekte sind besonders erwähnenswert[36]: Einmal das Fragment einer Statue eines hohen Staatsbeamten, wovon sich Teile der Schulter- und Brustpartie erhalten haben (Foto 7), zum andern Bruchstücke einer ursprünglich 1,7 x 0,7 m messenden Inschrifttafel in Form einer Tabula ansata (Foto 8). Ihr Inhalt unterrichtet uns davon, dass die Tafel zu Ehren des Kaiserhauses und einer Gottheit aus Spenden der Region geschaffen wurde. Die Ausführung wurde sichergestellt durch Otacilius Seccius, Bürgermeister von Avenches[37]. Leider bleibt die Ausschreibung des mit "O" beginnenden Regio-Namens vorläufig unbekannt. Immerhin ist damit im Aaretal neben der Regio Lindensis (Thun-Allmendingen) und der Regio Arurensis (Muri), die beide seit langem bekannt waren, nun ein dritter Kultverband mit Zentrum Engehalbinsel belegt.

36 GRÜTTER, H., Neue spektakuläre Funde aus der gallo-römischen Tempelgrabung Engemeistergut, Berner Tagblatt Nr. 258, 20./21. Sept. 1969. Vorläufiger Grabungsbericht erscheint in HELVETIA ARCHAEOLOGICA, 1973, im Druck.

37 HERZIG, H. E., Die Otacilier-Inschrift der Engehalbinsel, HELVETIA ARCHAEOLOGICA, 1973, im Druck.

Foto 8: Bern, Engemeistergut. Gallo-römischer Viereckstempel III. Zusammengefügte Fragmente der Tabula ansata mit Textergänzungen. Gelblich-weisser Muschelkalk. Ursprünglich 1,71 x 0,72 m.

Zeichnung P. Berg.

Wir haben uns bis anhin darauf beschränkt, den aus dem helvetischen Oppidum gewissermassen herausgewachsenen, den Raum Bern dominierenden gallo-römischen Handelsplatz zu beschreiben.

Der Grossteil der einheimischen keltischen Bevölkerung fand – wie bereits gezeigt – ihren Unterhalt nach wie vor in der Landwirtschaft. Wie anderswo wurde auch die hiesige Gegend durch die in Stein erbauten Gutshöfe geprägt. Die Gutshöfe bildeten die Produktionseinheiten. Aus Wohn- und Wirtschaftsteil bestehend, umfassten sie Villa, Ökonomiegebäude und Dienstenhäuser. Besonders eindrücklich war die Ausstattung der Villen, besassen sie doch durchwegs Badeanlagen mit Tepidarium (Laubad), Caldarium (Heissbad) und Frigidarium (Kaltbad). Bodenheizungen wurden aber nicht nur unter den Baderäumen, sondern auch unter den Winterwohnräumen eingebaut, und nicht selten waren Wohn- und Baderäume mit Wandmalereien und Mosaikböden ausgestattet[38].

Die bis anhin friedliche Entwicklung in unserem Raume, wurde erstmals 259 n.Chr. unterbrochen. Zum ersten Mal drangen Alamannen in einem schonungslosen Plünderungszug tief ins Land. Aventicum wurde niedergebrannt. Auch der Vicus auf der Engehalbinsel wird von den Eindringlingen verwüstet, und damit offenbar die Infrastruktur empfindlich getroffen. Nach dem momentanen Fundstand zu schliessen, erholte sich die Siedlung von dieser Katastrophe kaum mehr. Nach jener Zeit lässt sich im Fundgut eine bestürzende Verarmung feststellen. Das ehemals blühende Handelszentrum tritt in die Reihe der umstehenden Einzelhofsiedlungen zurück, und wird schliesslich ganz aufgelassen.

8. Das Frühmittelalter (460–800)

Eine sich anbahnende Kräfteverschiebung im heutigen Europa trat in der Folge immer deutlicher in Erscheinung. Im Jahre 443 sah sich der römische Oberbefehlshaber Aetius gezwungen, Gruppen des keltischen Stammes der Burgunder in der Sapaudia, in Savoyen, im Raume S des Genfersees anzusiedeln. Die bisherigen Bewohner hatten nach festgelegtem Modus Land an die Neusiedler abzutreten. Genf wurde Sitz der Burgunderkönige. Nachdem 454 Aetius einem Mordanschlag erlegen war, besetzten die Burgunder die Westschweiz, wobei sie sich mit den bisherigen Bewohnern in friedlicher Auseinandersetzung in das Land teilten.

Wie ist die Situation in den helvetischen Gauen und damit auch im Raume Bern zu charakterisieren? Was schon anlässlich der Behandlung der älteren und teilweise auch der jüngeren Eisenzeit festgestellt werden musste, gilt auch für das Frühmittelalter: Es fehlen vorläufig Siedlungsfunde; dagegen sind Gräberfelder ausserordentlich häufig (Bümpliz, Köniz, Rubigen u.a.)[39]. Das Fehlen von Siedlungsplätzen mag, wie anderswo, davon herrühren, dass die alten Wohnplätze sehr oft unter die heutigen Dorfzentren oder Quartiere zu liegen kamen, wo sie durch mittelalterliche und spätere Neu- und Umbauten einer systematischen Zerstörung anheimfielen. Hinzu kommt, dass die Wohnstätten und die zugehörigen Scheunen- und Arbeitshäuser Holzbauten waren, die nicht derart augenfällige

38 DEGEN, R., Gutshöfe und Denkmäler des Bau- und Wohnwesens, Repertorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 4, Die Römer in der Schweiz, Basel, 1958, S. 13–20.

39 TSCHUMI, O., Burgunder, Alamannen und Langobarden in der Schweiz auf Grund der Funde im Historischen Museum Bern, Bern 1945.

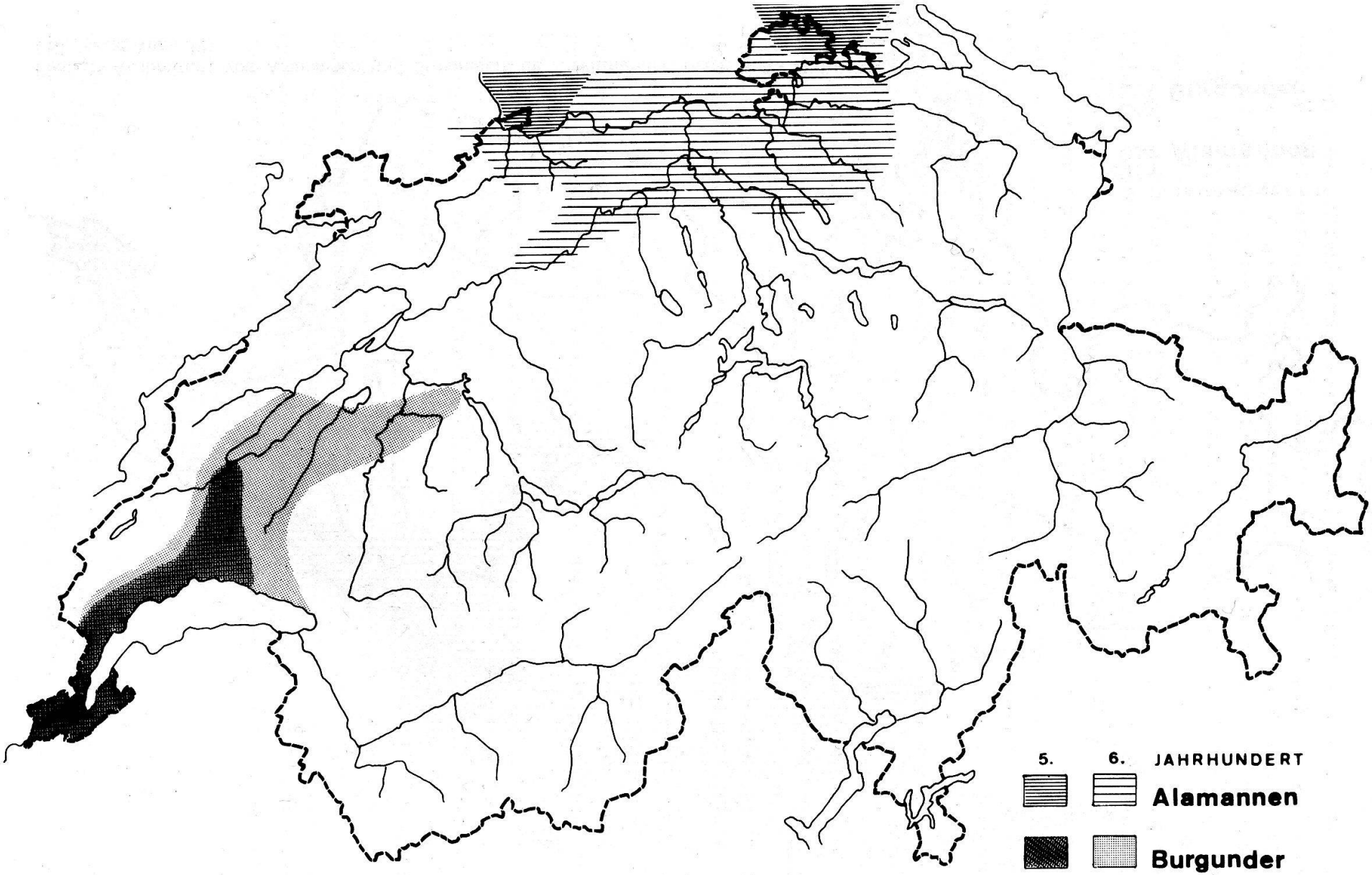
Konstruktionsreste hinterlassen konnten, wie wir dies von den Steinbauten kennen. Die Aussagen, die wir machen können, beruhen daher wiederum ausschliesslich auf Feststellungen an geborgenen Grabinventaren, wobei Gürtelschnallen besonders geeignet sind, datierende und kulturtrennende Kriterien abzugeben, da sowohl bei Alamannen wie bei Burgundern typische Formen vorhanden waren, die sich im Verlaufe der Zeit weiter entwickelten[40].

Aufgrund der Bodenfunde war die Landnahme keineswegs so stürmisch und rasch erfolgt, wie dies gelegentlich angenommen wird. Nach Abzug des römischen Heeres und damit auch des Verwaltungsapparates aus den Rheinkastellen und Warten, scheinen die teilweise im 4. Jh. entstandenen christlichen Gemeinden und namentlich der Klerus von den überlassenen festen Orten aus administrative Funktionen übernommen zu haben. Die zahlreichen Festungsstädte wie Kaiseraugst, Zurzach, Windisch u.a. wurden von der eingesessenen Bevölkerung nicht geräumt und bildeten offensichtlich während langer Zeit Bollwerke gegen ein systematisches Vordringen der Alamannen über den Rhein. Die alamannischen Gräberfelder jedenfalls liegen zumindest im *5. Jh.* noch alle auf dem rechtsrheinischen Ufer (Figur 1). Im Verlaufe des *6. Jh.* hingegen entsteht eine neue Situation: wie Bodenfunde erhellen, muss ein alamannisches Vordringen aus dem Hegau über den Rhein – und nicht aus der Oberrheinischen Tiefebene über den Jura – konstatiert werden. Die Spitze der alamannischen Besiedlung liegt gegen Ende des 6. Jh. noch unterhalb Solothurn (Oberbuchsiten). Es zeigt sich, dass die vorhandene Siedlungsstruktur ganz offensichtlich respektiert wird, indem feste Orte und ihr unmittelbarer Einflussbereich ausgespart bleiben. Dieses langsame und keineswegs alles vernichtende Eindringen, trägt daher eher Kennzeichen einer Infiltration, denn einer Invasion.

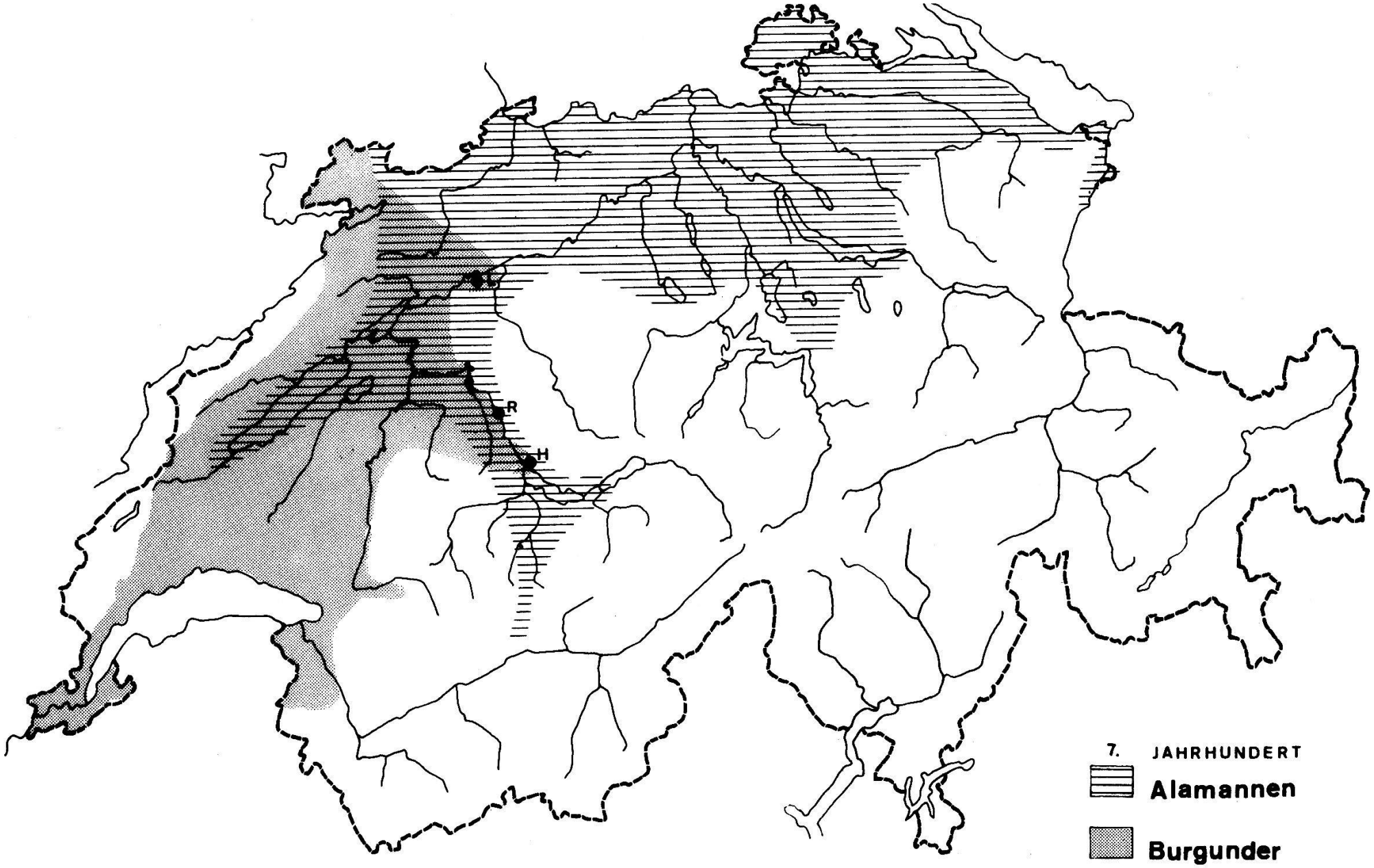
Die Burgunder erreichen im 6. Jh. die Aare bei Bern. Zwischen beiden Völkerschaften bleibt daher nurmehr eine schmale Pufferzone bestehen. Die Situation am Ende des 6. Jh. schafft eine Konfliktmöglichkeit; es ist nun durchaus gegeben, dass die beiden Völkerschaften aufeinanderprallen. Diese Gefahr scheinen die Burgunder schon sehr früh zu erkennen. Man ist geneigt, die um 580 erfolgte Rücknahme des Bischofsitzes von Avenches nach Lausanne in diesem Zusammenhange zu sehen. Zu Beginn des *7. Jh.* nämlich, von 609 auf 610, dringen die Alamannen in einem überraschenden Beutezug in den Avenches-Gau ein. Ein burgundisches Heer stellt darauf die Alamannen bei Wangas – die Burgunder unterliegen. Historiker und Archäologen – jene durch Ausdeutung von Archivalien, diese gestützt auf Bodenfunde – haben sich seit langem bemüht, den Schlachtort Wangas zu lokalisieren. Noch scheint die Diskussion nicht erschöpft, doch können u.E. keine Zweifel darüber bestehen, dass die Auseinandersetzung im Raume Nieder- und Oberwangen SW Bümpliz stattgefunden hat. Mit den Ereignissen von Wangas – tritt die Frage nach der Sicherung der Aarelinie durch die Burgunder in ein akutes Stadium. Wiederum sind es Grabinventare, welche die getroffenen burgundischen Massnahmen erkennen lassen (Figur 2).

Werden vorerst wohl zwischen 610 und 650 Schwergewichte in Form von Siedlungen bei Bern und Solothurn gebildet, so entstehen um 650 nun plötzlich burgundische

40 MOOSBRUGGER-LEU, R., Die frühmittelalterlichen Gürtelbeschläge der Schweiz, Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Bd. XIV, Basel, 1967.
ders., Die Schweiz zur Merowingerzeit, 2 Bde., Bern, 1971.



Figur 1: Ausbreitung von Alamannen und Burgundern im 5. und 6. Jahrhundert (nach R. MOOS-BRUGGER-LEU, siehe Anm. 39).



Figur 2: Ausbreitung von Alamannen und Burgundern im 7. Jahrhundert (nach R. MOOSBRUGGER-LEU, siehe Anm. 39).

Vorlage P. Berg

Siedlungen gar auf dem rechten Aareufer. Dazu gehören die aufgrund von Gräberfunden fassbaren Niederlassungen von Hilterfingen, Rubigen und Leuzigen. Man ist geradezu versucht, diese als Vorpostierungen im burgundischen Verteidungsdispositiv zu sehen.

Die Alamannen hatten auf ihrem Beutezug in den Avenches-Gau die hier liegenden fruchtbaren Ackerböden kennen gelernt. Der Wunsch dorthin zu ziehen, mag damals angeregt worden sein. Und in der Tat stellen wir ab Mitte des 7. Jh. ein unablässiges Vordringen nach Westen fest. Die Spitze des Einwanderungskeils kann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts im Gebiet des oberen Genfersees gefasst werden. Aber auch ein Vorstoss ins Berner Oberland, der wahrscheinlich über die Gemmi das Wallis erreichte, ist erkennbar. Interessanterweise gibt der Raum Bern erst für die Zeit ab 675 alamannische Fundobjekte frei. Ist es eine Fundlücke oder ist damit zu belegen, dass die Alamannen dieses dicht besiedelte Gebiet vorher mieden, also umgingen? Es wäre denkbar, dass sich die hiesigen Siedler durch kleinere Waffengänge behaupten konnten; jedenfalls weisen uns anthropologische Untersuchungen an Skeletten aus den Gräberfeldern um Bern auf Knochenverletzungen hin, welche nur im Laufe von Kampfhandlungen empfangen worden sein können[41].

Mit dem Überschreiten der Aare durch die Alamannen wurde jener Prozess eingeleitet, der die Verschiebung der Sprachgrenze nach Westen hin zur Folge hatte: Westlich der Aare bildete sich im Verlaufe des 7. Jh. zunächst ein alamannisch-burgundisches Überschneidungsgebiet heraus. Die Grabbeigaben zeigen Mischformen; kunsthandwerkliche Eigenheiten werden von der Gegenseite übernommen und in den eigenen Formen- und Stilschatz eingebaut. Hieraus könnte gefolgert werden, dass auch diese Landnahme als Infiltration zu verstehen ist.

Die gegenseitige ethnische Durchdringung im späten 7. Jh. war ein Charakteristikum auch des frühen 8. Jh. und Anzeichen dafür, dass sich politische Gegensätze auflösten. Ein Zusammengehen war durch die politische Konstellation gefördert worden, waren doch Burgunder, wie Teile der Alamannen, im 6. Jh. in den Herrschaftsbereich der Frankenkönige einbezogen.

Aus der Konkursmasse des karolingischen Universalreiches entstand 888 schliesslich das Königreich Hochburgund, dessen Administration in Bümpliz aktiv wurde. So liessen die Grabungen von 1966 und 1970 im Bereich des Alten Schlosses Bümpliz erkennen, dass dort im nachmaligen Stadtbach eine künstliche Insel mit einem rechteckigen Holzbau errichtet wurde, der zwei Feuerstellen enthielt. Im zehnten Jahrhundert umgab ein Palisadenzaun die Insel. Damit dürfte der urkundlich überlieferte burgundische Königshof lokalisiert und der früheste mittelalterliche Baukomplex der Gemeinde Bern gefasst sein[42].

Von den bestehenden kirchlichen Zentren – es waren meist Bischofssitze – sowie durch eine von Irland ausgehende Missionierung wurde auch die hiesige Bevölkerung im Laufe der Zeit christianisiert. Die Kirche untersagte den Gläubigen, die Toten mit Beigaben zu be-

41 HUG, E., Die anthropologische Sammlung im Naturhistorischen Museum Bern, Mitteilung der Naturforschenden Gesellschaft Bern, Neue Folge, 13. Bd., S. 1–55, Bern, o.J.

42 GRÜTTER, H., Die Wasserburgen von Bern-Bümpliz, Der Bund Nr. 216, 16. Sept. 1970. Abschliessende Untersuchungsergebnisse sind noch nicht publiziert.

statten. Damit wurde der Archäologie wichtiges Basismaterial entzogen. Eine Beschreibung der Zeit nach 800 n.Chr. hat deshalb vermehrt von auf schriftlichen Nachrichten fussender Überlieferung auszugehen.

Zusammenfassung

Wir haben festgestellt, dass sich im Raume Bern vom Jungpaläolithikum bis zum Neolithikum, also etwa zwischen 10'000 und 2'000 v.Chr., ein Siedlungsschwerpunkt in der Region Moossee abzeichnet. Erst während der nachfolgenden Epochen vermögen die Siedler den Raum Bern gleichmässig zu durchdringen, und es zeichnen sich neue Schwerpunktbildungen ab. Wir meinen etwa die Errichtung des Oppidums auf der Engehalbinsel durch die Helvetier und im Früh- und Hochmittelalter die Entstehung des Zentrums Bümpliz. Dieser Ausweitung kam in hohem Masse auch der Umstand entgegen, dass äussere Einflüsse, wie etwa der Geländebewuchs, den Lebensraum nicht mehr nur auf Uferzonen beschränkte und nun bei der Wahl der Wohnplätze vermehrt siedlungstechnische und taktische Aspekte Berücksichtigung finden konnten.

Abschliessend möchten wir darauf hinweisen, dass die Erfassung ur- und frühgeschichtlicher Quellenmaterialien und damit die Erhellung der frühesten Geschichte eines Raumes nur dann einigermassen gewährleistet bleibt, wenn jedermann, nach seinen Möglichkeiten, bei Erdarbeiten entstehende Bodenaufschlüsse beobachtet und angeschnittene Fundhorizonte dem Archäologischen Dienst zur Kenntnis bringt.

Beilage zum Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft Bern
Band 50/1970–72 Hans GRÜTTER Plan 1

GEOGRAPHISCHE GESELLSCHAFT BERN

95 X1.72:50 (4)

Druck: Kümmerly+Frey, Bern

Reproduziert mit Bewilligung der Eidg. Vermessungsdirektion vom 13. 11. 72